

5

2019

der architekt

Bund Deutscher Architekten BDA

umbau

strateginnen und strategen,
strategien und methoden

Nach ihrem Architekturstudium an der ETH Zürich und der Harvard University in Boston arbeitete Anna Jessen als Projektleiterin bei Diener & Diener Architekten in Basel. 1999 gründete sie gemeinsam mit Ingemar Vollenweider das Architekturbüro jessen-vollenweider in Basel. Von 2011 bis 2018 war Anna Jessen Professorin für Entwerfen und Raumgestaltung an der TU Darmstadt. Seit 2017 leitet sie die neu gegründete Architekturwerkstatt der FHS in St. Gallen. Sie ist in der Redaktionskommission der Architekturzeitschrift „Werk, Bauen + Wohnen“ tätig sowie in der Kulturpreisjury der Stadt Basel. Anna Jessen und Ingemar Vollenweider haben zum Wintersemester 2018/19 den Lehrstuhl für Städtebau der TU Dortmund übernommen. Mit Anna Jessen sprach Maximilian Liesner.

Architekten mit ganz unterschiedlichen Ausbildungen gibt. Aber ich bin zunächst nicht sicher, wie interessant es ist, das Thema Umbau und die verschiedenen Ausprägungen der Profession miteinander zu konfrontieren. Umbau ist die Bauaufgabe, bei der ich mich am stärksten in einen bestehenden Organismus eindenken muss. Ich finde eine Aufgabe umso interessanter, je stärker die Bedingungen sind, die ein Kontext stellt – desto weniger darf man mit einem vorgefertigten Bild in die Aufgabe gehen, auch nicht mit einer bestimmten Rolle. Stattdessen muss man in der Auseinandersetzung mit dem Bestand erst herauskristallisieren, was man überhaupt tun wird. Aber vielleicht ist das in der heutigen Zeit sogar schon besonders, in der es überall Spezialisierungen gibt. Passt das jetzt nur bedingt zu Ihrem Konzept?

Spezialdisziplinen etwas zu verstehen, um alles zusammen zu bekommen. Sie haben den Moderationsaspekt angesprochen – das ist so. Ich bin heute auch Moderatorin verschiedenster Einzeldisziplinen. Bauen ist ein Kompromiss – und zwar ein Kompromiss im guten Sinn. Ich muss eine Vision haben, was ich an einem Ort möchte, und dann die unterschiedlichen Ansprüche so zusammen bringen, dass sie in einer konkreten architektonischen Form aufgehoben sind.

Das heißt, Sie kommen schon mit Ihrer Idee an den Ort? Es gibt ja auch moderierende Ansätze, die partizipativ eine Form entwickeln. Sie schlagen hingegen eine Form vor, die so flexibel sein muss, dass Sie daran noch Änderungen vornehmen können?

Die anspruchsvollere Disziplin

Anna Jessen im Gespräch mit Maximilian Liesner

Unserem Heft liegt die These zugrunde, dass verschiedene Menschen aus unterschiedlichen Hintergründen zum Architekturberuf finden. Es wird unterschieden zwischen dem künstlerischen, technischen, handwerklichen und dem moderierenden Ansatz. Beispielhaft möchten wir das am Thema Umbau überprüfen.

Ich weiß, dass die Welt gerne klassifiziert und der Mensch das Bedürfnis hat, sich zugehörig zu fühlen. Und es ist richtig, dass es ganz unterschiedliche Arten von Architektinnen und

Was Sie beschreiben, ist vom technischen Ansatz vielleicht gar nicht so weit entfernt. Es geht darum, ähnlich einer Ingenieurin, ein Problem zu lösen, das der Bestandsbau womöglich hat, und diesem mit technischen Mitteln, die natürlich auch formale Qualitäten entwickeln können, zu begegnen.

Dem Ingenieurhaften würde ich widersprechen, denn ich muss ja *alles* tun. Ich muss aus der Perspektive des Ingenieurwesens das reine Problem lösen, aber ich will natürlich auch den künstlerischen Anspruch befriedigen. Ich versuche, als Architektin Generalistin zu sein und von all den anderen

Ein Wettbewerbsprogramm ist ja bereits eine Formulierung aller Bedürfnisse des Bauherrn. Wichtig scheint mir, dass ich daraufhin eine architektonische Lösung, ein Projekt entwickeln kann, und zwar durchaus hinter verschlossenen Türen. Es braucht den Druck, dass wir uns über mehrere Wochen innerhalb unseres Teams mit einem Problem auseinandersetzen. Ich glaube auch an die Autonomie der architektonischen Disziplin,



die für eine Problemstellung die richtige architektonische Form herausarbeiten muss, die dann in der Lage ist, bindende Kraft zu entwickeln. Ich kann die Frage, ob etwas richtig ist, nicht delegieren, sondern muss mich alleine dem Problem aussetzen, um schließlich die Übersetzung leisten zu

können. Das finde ich sehr wichtig. Es wird gerade im Bereich des Städtebaus heute gerne so verstanden, dass die Partizipation allein und das Einbeziehen der Wünsche aller die Sache lösen wird. Das ist ein riesiges Missverständnis. Wenn ein Projekt geboren ist, gibt es ganz sicher Phasen der Überarbeitung. Studierenden gegenüber vergleiche ich es immer mit dem Theater: Man ist Regisseur, man muss eine Choreografie schreiben und sie auch in den Händen behalten. Reine Neutralität funktioniert nicht.

Die Studierenden haben auch unterschiedliche Hintergründe. Es gibt diejenigen, die direkt nach dem Abitur kommen, und die, die zuvor eine handwerkliche Ausbildung gemacht haben. Erleben Sie das als produktiv oder eher schwerfällig? Das empfinde ich als große Qualität, weil sie den ganzen Tag im Atelier zusammenarbeiten und ungeheuer voneinander profitieren. Da ist der unerfahrene Maturand

jessenvollenweider
architektur, Hauptsitz
Zürcher Kantonalbank,
Zürich 2008–2015,
(Zustand vor dem Um-
bau), Foto: jessenvollen-
weider

Grundriss EG

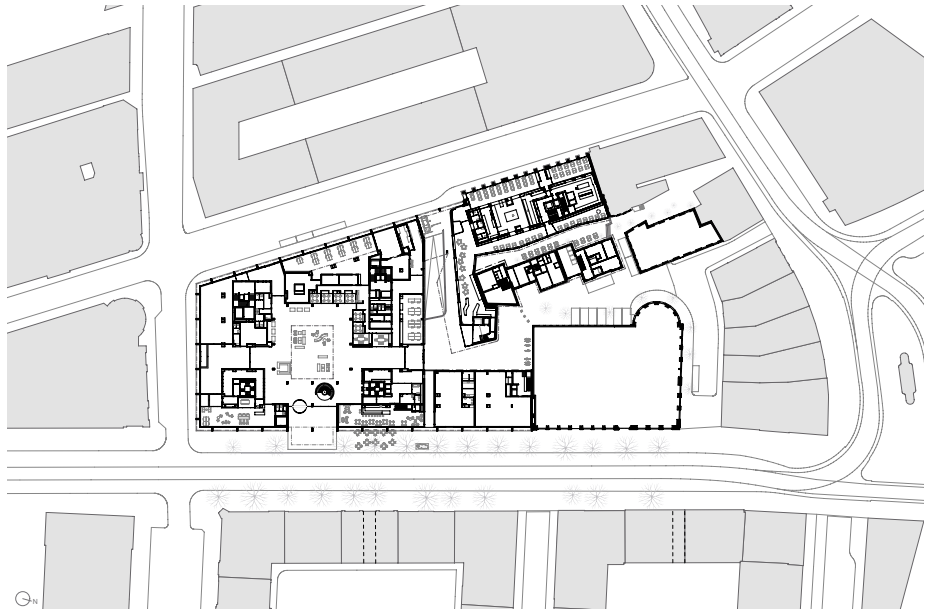
und die seit langem tätige Zimmerin – und die können beide bestimmte Dinge besser oder schlechter. Es ist entscheidend, dass sie früh lernen, sich mit Leuten zu unterhalten, die aus einem anderen Kontext kommen. In der Schweiz ist es dann oft so, dass sie auch völlig verschiedene Dialekte sprechen. Der Appenzeller irgendwo oben vom Berg ist ein völlig anderer Mensch als der, der unten im Rheintal lebt, aber auf eine wirklich interessante Art und Weise. Das Unterrichten macht schon deshalb riesig Spaß.

Folgt Ihr Büro auch dem Werkstattgedanken? Gibt es dabei fest zugeordnete Aufgaben, zum Beispiel Gestaltung und Technik?

Interessanterweise wechseln wir hier die Rollen sogar sehr oft. Ingemar Vollenweider und ich haben schon ganz zu Anfang immer gefragt: „Wer von uns macht denn nun was?“ Und wann immer wir versucht haben, das festzulegen, kam es irgendwie völlig anders. Ich glaube nicht sehr daran, dass man diese Spezifikationen aufteilen kann. Ich verwehre mich sogar dagegen. Wir

Sie sprechen ein gewandeltes Selbstbild von Architektinnen und Architekten an. Wie beobachten Sie den Stand von Umbau? Früher konnte man damit womöglich einmal anfangen, bis man Neubau machen durfte. Jetzt hat zum Beispiel der BDA deutlich formuliert, dass Neubau nur noch die Notlösung sein sollte, wenn man mit dem Bestand nicht weiterarbeiten kann. Ist das etwas, das Ihnen auch begegnet?

Das ist natürlich die neue Devise. Darüber hinaus ist Umbau klar die anspruchsvollere



Durch Ihre Lehre erschaffen Sie sozusagen die nächste Generation von Architektinnen und Architekten. Wie ist Ihr Ansatz?

Den Studiengang, den ich an der Fachhochschule St. Gallen konzipieren durfte, nannten wir bewusst „Architekturwerkstatt“. Zum einen haben wir rein physisch eine ganze Reihe von Werkstätten: Gips-, Holz-, Druck-, Textilwerkstatt und so weiter. Zum anderen gibt es im soziologischen Sinn nach Richard Sennett den Werkstattgedanken: dass man als Gruppe beginnt, sich etwas zu erarbeiten, im Gespräch etwas zu entwickeln, was mehr ist als nur die Arbeit des Einzelnen. Das knüpft ziemlich direkt an die Gedanken an, die natürlich im Bauhaus immer schon formuliert wurden.

befreien uns ja heute von einer Architekten-generation, die sich gerne als die reinen Gestalter verstanden haben, und die deswegen auch kein Interesse an bestimmten Fragen oder Arbeiten hatte. Das finde ich von der Grundmentalität her prinzipiell falsch. Ich muss mich natürlich konzentrieren, aber ich würde nicht in gestalterisch und technisch, das eine oder das andere, trennen wollen.

Disziplin. Ich persönlich habe das auch immer interessanter gefunden. Bei so einem Neubau auf der grünen Wiese – wenn man wie wir nicht ideologisch arbeitet, woher soll dann die Zwangsläufigkeit kommen? Natürlich kann sich der Architekt irgendetwas Originelles überlegen, aber das interessiert mich nicht. Das Gute am Umbau ist, dass es Spielregeln gibt. Ich würde deswegen auch eher von einem Weiterbauen im spezifischen Kontext sprechen, zum Beispiel auch in einer definierten städtebaulichen Situation.



Wenn Sie sich diesen Spielregeln bei einem Projekt nähern, welche Herangehensweise wählen Sie?

Zuerst wird lange, lange gesammelt, und zwar ansatzweise alles. Man muss auf allen Ebenen beginnen, den Bestand zu untersuchen. Man muss sich den Organismus lange ansehen und versuchen, ihn zu verstehen. Als erstes sollte man das Problem erkennen – und das Problem ist nicht formuliert in der Aufgabenstellung. Dort sind nur die

Bedürfnisse gelistet: Wir brauchen so und so viele Sitzungssäle und so und so viele Quadratmeter Bürofläche. Man muss als erstes erkennen, was überhaupt das Problem ist.

Und was war das Problem der Zürcher Kantonalbank?

Die damalige Architektengeneration formulierte das Problem der Ökonomie anders – eher materiell, weniger räumlich. Sie hatten einfach mehr Platz. Die Nutzfläche an der Bahnhofstraße in Zürich war damals schlicht nicht so teuer wie heute. Die Lichtdecke über der Schalterhalle benötigte mit den damaligen Mitteln eine gewisse statische Höhe,

um überhaupt gespannt werden zu können – und man konnte sich ein ganzes Geschoss leisten, bei dem die Decke auf halber Höhe vor den Fenstern im Lichthof hing, sodass die Räume gar nicht vernünftig nutzbar waren. Das ist ein Preis, den wir heute nicht mehr zahlen würden. Wenn sich unsere Architektengeneration etwas nicht erlauben kann, ist es, Resträume zu produzieren. Da fängt für mich Nachhaltigkeit an. Dadurch, dass wir die Decke um ein halbes Geschoss nach oben versetzt und verschlankt haben, konnten wir ein volles Geschoss nutzbar ma-

jessenvollenweider
architektur, Hauptsitz
Zürcher Kantonalbank,
Zürich 2008–2015, Fo-
tos: jessenvollenweider

chen. Dann haben wir aber festgestellt, dass sich die Proportionen des darüber liegenden Lichthofs natürlich veränderten und dass wir nun, da wir die Decke hoch verlegen wollten, zugleich auch in der Breite reagieren mussten, damit die Seitenverhältnisse wieder stimmten. Dadurch haben wir an allen Seiten rund 60 Zentimeter Geschossfläche

tun würde – ein eher dialogisches statt dialektisches Verhältnis zum Bestand also –, natürlich unter heutigen Bedingungen. Das hat überhaupt nichts mit Retro-Architektur zu tun. Es geht darum, die Entwurfsabsicht zu erkennen. Der Grund, warum ein Architekt Kreise als Leuchtenöffnungen in die Decke schneidet, ist ja, dass die runden Öffnungen

Kantonalbank heute vielleicht sogar ein bisschen mehr Schindler ist, als es der Bestandsbau gewesen ist – und genau dadurch ist es vielleicht jessenvollenweider.

Woran messen Sie, ob der Umbau gelungen ist? Wie ist Ihr Eindruck, wenn Sie heute in die Kantonalbank kommen?

Ich bin neulich gefragt worden, ob ich vor einem eigenen Gebäude stehend nicht richtig stolz sei. Aber meistens denke ich gar nicht daran, dass das Gebäude von uns selbst ist. Wenn es gut ist, verselbständigt es sich – das finde ich wichtig. Es steht dann so eigen in der Welt, dass ich es zwar gut kenne, aber man sagt ja auch: Ein gutes Buch ist besser als sein Autor. Es ist ein in sich abgeschlossenes Konstrukt. Wenn es genug eigene Kraft hat, dann denkt man nicht darüber nach, wer es in die Welt gesetzt hat. Und ich selbst habe nicht das Gefühl, das alles geschaffen zu haben, sondern eher, der Katalysator gewesen zu sein.

Das heißt, es ist Ihnen auch nicht so wichtig, selbst ein Zeichen zu setzen, damit ersichtlich wird, dass dies und jenes Ihre Hinzufügung ist?

Nein, das ist mir tatsächlich nicht wichtig. Ich habe nach dem Studium einige Jahre bei Diener & Diener Architekten gearbeitet und Roger Diener sagte einmal zu mir: „Wenn Du etwas entwirfst, dann musst Du Dir auch überlegen, was in 30 Jahren damit passiert. Und wenn Du heute einen Eingriff machst, dann muss klar sein, dass Dein Entwurf zwar eine präzise Situation schafft, aber zugleich auch so offen ist, dass in 30 Jahren nochmal etwas ganz Neues, wieder Ganzes daraus werden kann.“ Ich finde das wichtig. Die Gesetzmäßigkeiten sind in 30 Jahren vielleicht völlig andere. Möglicherweise braucht man noch weniger Technik und kann noch mehr Fläche gewinnen. Es gibt ja im Denkmalpflege-Diskurs die Haltung, die während meines Studiums gang und gäbe war, vertreten von Leuten wie Carlo Scarpa, dass ein neuer Eingriff am besten immer mit einer Fuge getrennt vom Alten zu entwerfen sei. Die Problematik ist, dass es zwar meint, die beiden Teile zu trennen, aber es trennt sie ja



gewonnen, die wir gut nutzen konnten, um größere Bürotiefen und eine vernünftige Erschließung zu realisieren.

Wie setzen Sie sich währenddessen mit dem Werk des früheren Architekten auseinander, in diesem Fall Ernst Schindler? Ist es ein Abarbeiten an seiner Haltung, treten Sie in gewisser Weise in Konkurrenz?

Um Gottes willen, niemals in Konkurrenz. Eher haben wir uns vorgestellt, Ernst Schindler zu sein, und uns gefragt, was er

die Decke optisch weniger zerstören, als wenn man ein Raster zieht und dort Leuchten reinhängt. Das heißt, es gab ein Bekenntnis zu einer durchlaufenden Decke. Und jetzt überlegt man sich, was das bei den heutigen technischen Bedingungen heißt, die man erfüllen muss. Irgendwann kommt man drauf: Klar, das ist zugleich auch ein Rauchabzug. Ich finde es faszinierend zu versuchen, sich in zunächst fremde Architekturhaltungen hineinzudenken. Ich würde sagen, dass die

nur für den Moment. Denn 30 Jahre später stehen zwei alte Dinge nebeneinander und sind über eine Fuge getrennt – und ich weiß bei meinem nächsten Eingriff nicht mehr, wo ich die Fuge überhaupt noch hinsetzen soll. Ich denke, es hilft nichts: Man muss mit einem Eingriff immer einen ganzen Organismus herstellen.



Durchaus aber auch mit umfangreichen Maßnahmen: Die Substanz der Kantonalbank ist bis auf die Fassade vollständig ersetzt worden. Innen ist alles neu. Es gibt Leute, die laufen da hinein und merken nicht, dass sich etwas geändert hat – was ich für ein großes Kompliment halte, weil es anscheinend eine Selbstverständlichkeit hat. Die Unterscheidung zwischen alt

und neu ist vielleicht gar nicht richtig. Gerade durch den Umbau hat die Zentralbank ihre Identität nicht verloren, sie ist immer noch sie selbst.

Der letzte Zustand vor dem Umbau war nicht mehr der Originalraum, wie er 1967 erdacht worden war, sondern

es sind schon einige Sanierungen und Umbauten über ihn hinweggezogen. Haben Sie also in gewisser Weise eine Atmosphäre rekonstruiert, die der Ort einmal hatte?

Nein, wir haben nicht die alte Atmosphäre rekonstruiert. Eine Zeit, die gewesen ist, kann man nicht zurückholen. Aber man kann sich inspirieren lassen. Die Halle hatte seit jeher einen Anspruch an Öffentlichkeit, den wir mit der Öffnung des Erdgeschosses zu allen vier Seiten eingelöst haben. Der

Raum selbst hatte eine gewisse Klarheit und es war das Ziel, wieder einen Raum mit einer solchen Klarheit herzustellen.

Um das zu erreichen, mussten Sie auch zerstören?

Ja klar, ich erhalte nicht alles. Die heutige Decke ist funkelnagelneu. Sie hat, außer dass sie runde Löcher hat, die nicht dieselben Proportionen haben wie ursprünglich, nichts mit der alten zu tun. Die alte Decke haben wir zuerst einmal abgerissen. Es ist, als wenn der Zahntechniker sagt: „Diesen Zahn können wir nicht erhalten.“ Dann wird er ihn aber trotzdem so wiederherstellen, dass er in Ihrem Gebiss so sitzt, als ob es der alte wäre – oder sogar noch besser. Natürlich muss ich wissen, wo ich zerstöre. Aber ich kann nicht in Ehrfurcht vor der alten Substanz alles erhalten. Es ist ein wenig wie der Wolf im Schafspelz. Umbau muss auf ein Ziel ausgerichtet sein, in diesem Sinne durchaus aggressiv. Der Jurypräsident Heinz Tesar hatte in einer Zwischenbesprechung unseren damals jugendlich-offensiven Ansatz gegenüber einem inzwischen denkmalgeschützten Werk verteidigt mit einem Zitat von Adolf Loos, das ich selbst nicht kenne, das aber sinngemäß lautete: „Wenn der Architekt mit einem Umbau fertig ist, muss der Ort besser sein als vorher.“

*Maximilian Liesner (*1989), M.A., studierte Urbanistik, Kunstgeschichte und Germanistik in Essen, Tübingen und Istanbul. Am Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt am Main arbeitete er anschließend als Volontär und freier Kurator an den Ausstellungen „SOS Brutalismus – Rettet die Betonmonster!“ (2017), „Best Highrises 2018/19 – Internationaler Hochhaus Preis 2018“ sowie „Paulskirche – Ein Denkmal unter Druck“ (2019). Seit August 2019 ist er Redakteur und Chef vom Dienst dieser Zeitschrift.*